

Sonnenaufgang im Todestal

Amiira Ann

Sonnenaufgang im Todestal

Leben unter Muslimen

Impressum

© 2016 Grain-Press, Verlag GmbH

Marienburger Str. 3

71665 Vaihingen/Enz

eMail: verlag@grain-press.de

Internet: www.grain-press.de

Satz: Grain-Press

Cover: Johnny Berger, alias *David*

Druck: CPI Germany 25917 Leck

Bibelstellen sind zitiert nach:

Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe,
© 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Name und Orte wurden verändert, um
Personen zu schützen.

ISBN Nr. 978-3-944794-471

Best. Nr. 3598447

FÜR JESUS

FÜR MALIK, RANA, ARWA

UND ANDERE FREUNDE, DIE FÜR
IHREN GLAUBEN AN JESUS IHR
LEBEN VERLOREN HABEN

INHALT

Prolog	9
<i>Kapitel 1</i> – Erster Besuch im Tal des Todes	15
<i>Kapitel 2</i> – Märchen von tausendundeiner Nacht?	33
<i>Kapitel 3</i> – Tagesablaufbestimmende Gebetszeiten	53
<i>Kapitel 4</i> – Start im neuen Zuhause.....	59
<i>Kapitel 5</i> – Schariifa, meine außergewöhnliche Freundin	61
<i>Kapitel 6</i> – Herausforderungen oder Chance?.....	65
<i>Kapitel 7</i> – Orientalische Liebesgeschichten.....	69
<i>Kapitel 8</i> – Schulalltag	77
<i>Kapitel 9</i> – Sokotra.....	83
<i>Kapitel 10</i> – Eine tote Riesenechse.....	97
<i>Kapitel 11</i> – Weihnachten	99
<i>Kapitel 12</i> – Eine markerschütternde Explosion.....	107
<i>Kapitel 13</i> – Alltag und Projektarbeit	115
<i>Kapitel 14</i> – Kostenlose Propaganda durch Moscheen.....	125
<i>Kapitel 15</i> – Vereitelte Pläne	131
<i>Kapitel 16</i> – Auswirkungen des 11. September 2001	137
<i>Kapitel 17</i> – Risiko	141
<i>Kapitel 18</i> – Ein unvergesslicher Geburtstag	153
<i>Kapitel 19</i> – Auf nach Jibla	163
<i>Kapitel 20</i> – In Todesgefahr	171
<i>Kapitel 21</i> – Jahrhundert-Monsun	181
<i>Kapitel 22</i> – Hilfe, Sinan stirbt!	193

<i>Kapitel 23 – Abenteuer mit Oma und qatkauendem Engel</i>	197
<i>Kapitel 24 – Zusammenstoß mit der Polizei.....</i>	207
<i>Kapitel 25 – Schariifas Träume</i>	219
<i>Kapitel 26 – Öltankerexplosion</i>	223
<i>Kapitel 27 – Einschneidende Veränderungen.....</i>	231
<i>Kapitel 28 – Bete um Heilung!.....</i>	235
<i>Kapitel 29 – Trauer und Trost.....</i>	241
<i>Kapitel 30 – Typhus und Engelsbegegnungen.....</i>	249
<i>Kapitel 31 – Abgebrochene Zähne</i>	255
<i>Kapitel 32 – Layla und Afrahs Traumhochzeit.....</i>	261
<i>Kapitel 33 – Segen oder Fluch?</i>	269
<i>Kapitel 34 – Tragödie am Strand.....</i>	275
<i>Kapitel 35 – Narben.....</i>	303
<i>Kapitel 36 – Die Tochter des Scheichs</i>	307
<i>Kapitel 37 – Ramadan und das verschwundene Kind.....</i>	321
<i>Kapitel 38 – Hauptfrau und Nebenfrau.....</i>	331
<i>Kapitel 39 – Der Anschlag</i>	337
<i>Kapitel 40 – Exil</i>	349
<i>Kapitel 41 – Korallenriff und Schlangengeschichte.....</i>	355
<i>Kapitel 42 – Heimkehr nach Mukalla</i>	365
<i>Kapitel 43 – Veränderungen.....</i>	373
<i>Epilog.....</i>	379
<i>Wörterklärungen</i>	381
<i>Dank</i>	383

PROLOG

17. September 2005 – Feuersalarm

Eine ohrenbetäubende Explosion weckte uns jäh aus dem Schlaf. Es war kurz vor 2.00 Uhr. Ich riss erschrocken die Augen auf. Alarmiert war mein Mann Chris mit einem Satz aus dem Bett und hatte die Balkontür des Schlafzimmers aufgerissen. Im Bruchteil einer Sekunde sah er bestürzt, dass das Auto im Hof, unterhalb unsres Schlafzimmers, lichterloh brannte. Sofort war ihm klar, dass das Haus in Gefahr war.

„Debora, ruf die Nachbarin an, sie soll die Feuerwehr alarmieren!“, rief er mit heiserer Stimme, während er sich fieberhaft Shorts und T-Shirt überzog.

Trotz Jetlag nach der Rückkehr aus Deutschland in den Jemen waren wir beide durch den Adrenalinschub sofort hellwach und unter Hochspannung.

„Was war das für ein Knall? Was ist passiert? Was heißt denn überhaupt ‚Feuerwehr‘ auf Arabisch?“, fragte ich erschrocken, während ich mit zerzausten Haaren und nur mit einem kurzen Nachthemd bekleidet, zum Telefon hetzte.

Doch meine verstörten Fragen wurden nicht mehr beantwortet, denn mein sonst so besonnener Gatte stürmte bereits die Treppe hinunter, immer drei Stufen auf einmal nehmend.

Sonnenaufgang im Todestal

Die Situation war mehr als brenzlich, denn das vollgetankte Auto könnte jederzeit explodieren. Zu allem Übel standen die haushohen Flammen kurz davor, die völlig ausgedorrten, zehn Meter hohen Neem-Bäume in unserem Garten zu erfassen und einen Großbrand auszulösen. Dann wäre tatsächlich auch unsere gesamte Nachbarschaft in Gefahr.

Chatija, eine meiner besten Freundinnen hier, wohnte mit ihrer Familie gleich nebenan. Nur zwei schmale Höfe trennten unsere benachbarten Häuser.

Die zwei Meter hohe Hofmauer zwischen unseren beiden Häusern würde nicht genug Schutz vor dem Feuer bieten.

Meine üppige Nachbarin war immer sehr nervös und ängstlich, besonders wenn ihr Mann nachts in seinem Restaurant in der zwanzig Kilometer entfernten Stadt arbeitete. In Nuqba¹, Lithma² und Balto³ gehüllt, flüchtete sie hysterisch schreiend mit ihren vier verschlafenen Jungs und den aufgeschreckten laut meckernden Ziegen, die mit in ihrem Haus logierten, auf die Straße. Dort setzte sie sich entsetzt auf die staubige Sandstraße und beklagte ihr Schicksal: „*Ya Allaaaah!!!!*“⁴

Dass sie hätte Hilfe holen sollen, vergaß sie in ihrer Aufregung völlig. Aber das spielte sowieso keine Rolle, denn es gab keine Feuerwehr, was wir Ausländer aber erst später erfahren sollten.

1 Kopftuch, das den gesamten Kopf bis zur Brust verhüllt

2 Gesichtsschleier, der das gesamte Gesicht bedeckt, aber auch umgeschlagen werden kann, dass ein Augenschlitz freibleibt

3 Schwarzer bodenlanger Mantel

4 O Gott!

Inzwischen versuchte Chris, die lodernden Flammen unter Kontrolle zu bekommen, indem er das Wasser aus dem viel zu kurzen und dünnen Gartenschlauch, der neben der Haustür befestigt war, nutzte. Er verschanzte sich vorsichtshalber hinter dieser Holztür, obwohl er natürlich genau wusste, dass ihm diese nur wenig Schutz bieten würde, falls das vollgetankte Auto in die Luft gehen sollte.

Da ich hoffte, dass unsere Kinder, David, Martin und Tim, die im Kinderzimmer auf der Rückseite des Hauses schliefen, relativ sicher waren, stürmte ich die Treppe hinunter, um Enrico, unseren 19-jährigen neuen Lernhelfer aufzuwecken und um Hilfe zu bitten. Er hatte gerade sein Abitur abgeschlossen und war mit uns im Land der tausendundeinen Nacht. Der großgewachsene, sportliche junge Mann fühlte sich etwas unsanft aus dem Schlaf gerissen, rannte aber schlaftrunken aufs Flachdach. Dort befand sich der Wassertank. Ich suchte hastig ein paar passende Gefäße zusammen, um damit das Wasser zu schöpfen. Enrico schüttete die schweren Eimer dann von oben auf das brennende Fahrzeug. Beißender Rauch und haushohe Flammen erschwerten unsere Bemühungen und heftiger Hustenreiz plagte uns „Feuerwehrleute“. Selbst feuchte Tücher um Mund und Nase brachten nur wenig Erleichterung.

Mein Unterbewusstsein registrierte, dass sich der Wassertank trotz der schlimmen Wasserknappheit doch immer wieder füllte. Im letzten Vierteljahr vor unserer Abreise nach Deutschland war die gesamte Stadt umgebaut worden, weil der Präsident anlässlich der 15-jährigen Wiedervereinigungsfeier von Nord- und Südjemen mit seinem ganzen Gefolge aus der Hauptstadt Sanaa nach Mukalla gekommen war, um

dem Gouverneur, seinem Schwiegersohn, einen Besuch abzustatten.

Bei den Renovierungsarbeiten der Bundeslandhauptstadt Mukalla waren im vergangenen Jahr viele Wasserleitungen zerstört worden. Das verbliebene kostbare Süßwasser war für Zementmischungen und neue Straßen verbraucht worden. Entlang der Straße zum Flughafen war alles kilometerlang begrünt und bepflanzt worden. Diese verschwenderischen Verschönerungen verursachten einen akuten Wassernotstand, sodass das teure Nass seither mit Tanklastern von weit her transportiert werden musste, um die Wassertanks immer wieder auffüllen zu können.

Verbissen kämpften wir drei Deutschen jetzt gegen die Flammen an, um zu verhindern, dass das Haus oder die Bäume Feuer fingen. Dann wäre alles verloren.

Inmitten des laut prasselnden Feuers war nun ungeduldiges Hämmern an der eisernen Hoftür zu vernehmen:

„*Salaam aleykum*⁵. Macht auf, wir wollen helfen!“, rief die drängende Stimme des jungen Nachbarn Fuad, der im Haus gegenüber wohnte.

„Ich kann nicht öffnen, das Auto kann jeden Moment explodieren! Ich komme nicht am Brandherd vorbei“, brüllte Chris frustriert, aber dankbar, für die angebotene Hilfe zurück.

Aus heiterem Himmel ging plötzlich die Hupe des Autos los. „Tuut Tuuuut“, wie ein ununterbrochener Alarmschrei.

Ich bekam eine Gänsehaut und schrie: „Chris, Chris, Chris!“

5 Wörtlich: Friede auf/mit Euch (Guten Tag)

Auf einmal sprang der Motor des brennenden Wagens an. Ich schrie noch lauter vor Schreck. Das Auto rollte einige Meter rückwärts, wie von Geisterhand bewegt, Richtung Hoftür.

Entsetzt beobachtete ich durch den beißenden Rauch diesen sonderbaren Spuk vom Dach aus. Ich fragte mich erschüttert, ob Chris vielleicht doch in den brennenden Wagen gesprungen war, im verzweifelten Bemühen, das Haus und damit seine Familie zu schützen. Lag er bewusstlos mit dem Kopf auf der Hupe? Wie sonst sollte ich mir erklären, warum das Ding wie eine Sirene unablässig tutete? Mein Kopf wurde blutleer und ich meinte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Panik überfiel mich.

„Chris!? Wo bist du?“, hallte mein verzweifelter Schrei über die Dächer der schlafenden Stadt.

KAPITEL I

ERSTER BESUCH IM TAL DES TODES



6 Jahre vorher

Unsere beiden Söhne, David (5) und Martin (3) drückten ihre Gesichter ans Fenster der Boeing 737 der Yemenia Airways. Sie wollten auf keinen Fall den bezaubernden Anblick des in der Dunkelheit hell erleuchteten orientalischen Landeplatzes verpassen, wenn wir endlich in dieser geheimnisvollen arabischen Stadt landeten. Unsere Jungs waren trotz des stundenlangen Flugs überhaupt nicht müde, ich beneidete sie um ihre endlose Energie! Die Stewardess lächelte und versuchte erst gar nicht, unsere beiden fröhlichen Jungs daran zu erinnern, dass sie sich zur Landung anschnallen mussten. Sie ahnte wohl, dass sie sich sowieso gleich wieder abschnallten, sobald sie außer Sicht war!

In meinem Kopf schwirrten die Gedanken über dieses aufsehenerregende Land der Königin von Saba, dem wir uns unaufhaltsam näherten. So oft erschien es wegen Al Kaida-Anschlägen oder tragischen Entführungsgeschichten in den Schlagzeilen der Weltpresse.

Sonnenaufgang im Todestal

Ich spürte, wie die freudige Erregung in mir zunahm. Ich konnte es kaum mehr erwarten, dieses Land wilder Beduinenstämme, genialer architektonischer Bauwerke und liebenswerter und gastfreundlicher Einwohner endlich kennenzulernen. Natürlich hatten wir auch gehört, dass im ärmsten Land der Arabischen Halbinsel der radikale Islam existierte und es viele Extremisten gab. Aber Angst hatten wir keine. Schließlich waren wir jung, enthusiastisch und voller Idealismus! Und wir waren außerdem als Botschafter des Höchsten unterwegs!

Ein paar junge deutschsprachige Pioniere hatten uns zu einem Besuch im Hadramaut – „Tal des Todes“ – eingeladen. Wir sollten prüfen, ob wir demnächst dorthin auswandern wollten, um unsere Gaben und Fähigkeiten in die bald beginnende Projektarbeit einzubringen. Konnten wir ahnen, was in diesem noch unerschlossenen Gebiet auf uns wartete?

Auf einmal erinnerte ich mich an den Traum, den ich fünf Jahre zuvor gehabt hatte:

Ich musste allein zu Hause zurückbleiben, während mein Mann in dem Katastrophengebiet war, von dem die Nachrichten ständig berichteten. Täglich erfuhr man in den Medien von vielen Todesopfern, und ich wusste nicht, ob er noch lebte, denn alle Telefonleitungen waren abgeschnitten und es gab keinerlei Kommunikationsmöglichkeiten. Ständig wartete ich angespannt auf ein Lebenszeichen von ihm, doch umsonst. Mein Herz war schwer. Sorgen und Trennungsschmerz bedrückten mich und raubten mir die Ruhe.

Doch dann stand er frühmorgens plötzlich an meinem Bett und weckte mich mit einem Kuss.

Ich war glücklich und hörte gespannt zu, als er mir von seinen abenteuerlichen Erlebnissen berichtete: „Ich stand neben Jesus auf einer Mauer. Es war laut, die Flammen loderten; man hörte viele Stimmen schreien und ich musste entsetzt mit ansehen, wie unter mir hilflos Menschen versanken, hinabgezogen von einem unwiderstehlichen Sog. Ich bekam kaum Luft. Es war unbeschreiblich schlimm. Doch Jesus war bei mir und er hatte seine Hand auf meine Schulter gelegt. ‚Zieh diesen Mann dort drüben heraus!‘ Ich tat, was er sagte. So half ich auf seine Anweisung hin einigen Menschen aus diesem feurigen See, und sie konnten ihr Leben retten. Aber die ganze Zeit dachte ich an dich, weil ich wusste, dass du dir Sorgen machst. Weil ich dich nicht erreichen konnte, bat ich meinen Chef, dass ich heimgehen darf, um dich zu trösten.“

Als Chris berichtet hatte, war ich tief berührt davon, wie Jesus meinen Mann gebrauchte und was für eine wichtige Rolle er hatte.

Doch gleichzeitig war mir klar, dass diese Aufgabe meines Mannes für mich auch eine traurige Seite hatte! Er würde nicht hier bleiben! In kurzer Zeit wäre er wieder fort, besessen von dieser Aufgabe, Menschenleben aus diesem Pfuhl zu retten. Und tatsächlich teilte er mir schon bald mit, dass er nun wieder gehen müsse. Mein Herz blutete, und ich bat ihn: „Bitte lass mich diesmal nicht wieder allein zurück, ich will mit dir gehen!“

Chris zögerte. Er warnte mich: „Es ist sehr schwierig dort für Frauen und es ist absolut kein

familienfreundlicher Ort! Es gibt dort vielleicht für dich auch nicht so viel zu ‚tun‘, und deine Aufgabe wäre stattdessen das Gebet. Bist du dazu bereit?“

Als Chris mir diese Frage stellte, rang ich nur kurz mit mir. Ich bin nämlich gerne aktiv! Dann antwortete ich entschlossen (wie Rut gegenüber ihrer Schwiegermutter in einer Geschichte der Bibel): „Ja, ich will mitkommen! Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du lebst, da will ich auch leben!“

Kurz darauf wollte ich nun meine Freunde überzeugen, mitzukommen und bestürmte sie: „Freunde, ihr habt doch in den Nachrichten von dem Krisengebiet gehört, wo täglich massenhaft Menschen sterben. Bitte kommt doch mit uns! Es gibt so viele Notleidende, die dringend Hilfe brauchen!“

Aber unsere Freunde taten alles, uns verrücktes junges Paar von diesen ausgefallenen Hirngespinnsten abzubringen. In unserem Bekanntenkreis ließ sich keiner von meinem Appell begeistern! Enttäuscht sah ich in die Gesichter meiner Freunde, die mit mir sprachen. Stirnrunzelnd und besorgt warnte der eine: „Seid doch vernünftig. Es ist für uns und für euch ein zu großes Risiko!“

„Es ist doch viel zu heiß und gefährlich!“, beschwor uns ein anderer. „Und außerdem braucht man euch doch hier.“

„Und warum wollt ihr überhaupt weg, es geht euch doch so gut“, meinte ein Dritter. „Chris hat einen gutbezahlten Job, der ihm Freude macht und

wo er Karriere machen kann. Ihr habt viele Aufgaben und Freunde hier. Lasst doch andere gehen, die keinen so tollen Job haben.“

Ich kämpfte tapfer gegen die Sätze meiner Freunde. War es wirklich nur alberne Abenteuerlust oder Naivität, die uns zu diesem Entschluss gebracht hatten? War das Risiko zu hoch und die Sache es nicht wert? Hatte Chris sich den Ruf Gottes nur eingebildet? Zweifel wollten sich in meinem Kopf einnisten und zerrten an mir, wie der Wind an einem Segel. Aber dann wurde mir klar, dass Jesus uns gerufen hatte, und dass es um Menschenleben ging. Da war unsere Bequemlichkeit völlig zweitrangig, selbst wenn wir dafür Familie und Heimat verlassen mussten! Mein Entschluss stand fest. „Wir wollen unser Bestes geben! Wir wissen, dass wir gehen sollen. Wir werden gehorsam sein!“ Und traurig fügte ich im Stillen hinzu: „Selbst wenn es bedeutet, dass wir allein auf dem Weg sind.“

Chris und ich wurden nun auf Bahngleise geführt, denen wir wie schwebend folgten, Stunde um Stunde, bis wir schließlich an ein Meeresufer gelangten. Dort endeten die Eisenbahnschienen, und der Weg führte uns nahtlos weiter über den Ozean. Auf der anderen Seite des großen Wassers, weit hinten am Horizont, wurde eine Wüstengegend mit vulkanartigen Bergen sichtbar.

Beim Aufwachen hatte ich damals sofort gewusst, dass dies kein normaler Traum gewesen war und hatte gehnt, dass Gott mir etwas sagen wollte.

Gleich landeten wir zum ersten Mal mit heftig klopfenden Herzen auf dem Flughafen von Ryaan. Innerhalb von Sekunden waren wir klatschnass geschwitzt. In den nächsten Tagen traf es mich dann wie ein Schlag, als ich erkannte, dass wir buchstäblich im Lande meiner Träume gelandet waren! Es war seltsam: Obwohl hier in dieser fremden orientalischen Welt alles völlig anders war als dort, wo wir herkamen, war es für mich doch überwältigend vertraut und heimisch! Déjà-vue. Ich fühlte mich, als ob ich endlich nach Hause gekommen wäre! Nicht einmal an der unerträglichen Hitze oder der permanenten Geräuschkulisse nahm ich Anstoß. Und ich nahm auch kaum den Schmutz und die bedrückende Armut der Menschen um mich her wahr. Es war, als ob ich verliebt wäre und alles durch eine rosarote Brille sähe. Ich schwebte wie auf Wolken. Der Traum, den ich vor fünf Jahren geträumt hatte, wurde wieder lebendig. Ich wusste plötzlich, dass diese Gegend, die ich damals gesehen hatte, einen Namen hatte: *Hadramaut – Tal des Todes*.

Die liebenswerten Menschen, die ich im Traum gesehen hatte, gab es wirklich und sie brauchten dringend Hilfe! Sie hatten mein Herz im Sturm erobert, und sofort war mir intuitiv klar, dass wir hier am richtigen Platz waren! Das würde mir und meinem Mann Kraft geben, auch wenn wir bereits ahnen konnten, dass es hier im Morgenland nicht immer nur einfach werden würde!

Am nächsten Tag bewunderten wir unterwegs im Auto nach Mukalla schweigend und fasziniert die einzigartige Landschaft: Die Mittagssonne spiegelte sich im türkisfarbenen Meer, das sich endlos bis zum Horizont ausbreitete. Die unzählbaren Sandkörner glitzerten am weiten Sandstrand. Kamele sahen aus wie Wüstenschiffe, als sie schaukelnd in

den Dünen des weitläufigen Strandes nach knappem Grün suchten.

In der Stadt angekommen, schlenderten wir dicht nebeneinander die belebten Gassen entlang und beobachteten begeistert die zahlreichen dunkelhäutigen Menschen. Lautes Stimmengewirr, emsige Händler, die ihre Ware anboten, tiefverschleierte Marktfrauen, die versuchten, kaufwillige Kunden anzulocken, hupende Autos auf den überfüllten Straßen, dazwischen einfache Eselskarren. Darum herum drängelten sich in einem farbenprächtigen Gewimmel die vielen afrikanisch aussehenden jemenitischen Einwohner!

Ich war fasziniert: Die weiße Stadt schmiegte sich zwischen die dunklen Berge und das Blau des Indischen Ozeans; das goldene Licht der Sonne ließ die Provinzstadt wie Porzellan aufstrahlen. Kein Wunder, dass diese wunderschöne Stadt im Südosten Jemens „Perle Arabiens“ genannt wird. Im Hafen von Al Mukalla ankerten malerisch bunte Fischerboote und die rustikalen Holz-Sambucas, mit dem charakteristischen Kiel-Design.

Verspielte Delfine konnten wir vom Ufer aus beobachten, weiter draußen sollte es wunderschöne Korallen-Riffe geben. Eine flimmernde Hitze schimmerte über der faszinierenden Stadt, vom Meer wehte eine leichte Brise. Wir spürten Orient pur. Ich hatte das Gefühl, durch eine Zeitmaschine um 1000 Jahre zurückversetzt worden zu sein und mich in einer Geschichte aus „Tausendundeiner Nacht“ wiederzufinden.

Die Stadt war voller Leben, auf dem Markt gab es bunte Läden mit Kleidern, Tüchern, Körben und vielen anderen Dingen. Bemalte Stände, mit wunderschön aufgestapelten Früchten und Gemüsesorten. Schwere, undefinierbare Ge-

rüche. Frischfleisch hing blutig und von Fliegen umschwirrt an Haken am Metzgerstand, daneben der Fischmarkt: Der unverkennbare Fischgestank konnte manchen geruchsempfindlichen Touristen den Magen umdrehen, schien hier jedoch niemanden zu stören.

Am Nachmittag, als es nicht mehr ganz so heiß war, waren die Frauen auf dem Markt: Die mit schwarzen Tüchern Vermummten schlenderten an den Ständen entlang. Trotz glühender Hitze waren sie in bodenlange schwarze Mäntel gehüllt, trugen die schwerbeladenen Körbe auf dem Kopf, das jüngste Baby meist auf den Rücken gebunden. Nur an der Richtung, wohin sie sich bewegten, konnte ich erkennen, wo vorn war, denn der Gesichtsschleier bedeckte sie so komplett, dass man nicht einmal die Augen sehen konnte! Die Mütter beachtetten ihre sie umringenden dunkelhäutigen Kinder nicht bei ihrem Einkaufsgang. Falls diese Frauen in Eile waren, möglichst schnell aus der Sonne zu kommen, ließen sie sich das jedenfalls nicht anmerken. Vielleicht waren sie ja auch froh, dem Haus und ihren vielen Aufgaben für einige Momente entfliehen zu können?

Ihre Kinder tummelten sich barfuß im Sand oder plantschen im Wasser, um sich abzukühlen. Die prinzessinnenhaften Kleider der Mädchen waren an manchen Stellen zerrissen und vom billigen Waschpulver und der Sonne vergilbt.

In den Teehäusern oder auf dem Marktplatz saßen viele Männern im Schneidersitz auf dem Boden. Sie rauchten *Shisha*⁶, tranken Tee und kauten mit dicken Backen *Qat*⁷. Dazu wurden die Blätter und Stängel fein säuberlich aus-

6 Wasserpfeife

7 Einheimische Kaudroge

gewählt und mit den Fingern abgezupft und in die Backe geschoben.

Chris raunte mir zu: „Das Kauen dieses grasartig schmeckenden Suchtmittels verschwendet viel Zeit und Geld, doch es soll die Potenz anregen. *Qat* macht müde Männer munter.“

Die eher kleinwüchsigen jemenitischen Männer trugen hier im Südosten *Futas*⁸ zu Halbschuhen. Bunte Tücher, die sie meist lässig über die Schulter gelegt hatten, leuchteten in grellen Farben in der Sonne.

Es war ein buntes lärmiges Treiben, das aber auch gleichzeitig entspannt wirkte. „Hektik“ schien ein Fremdwort; hier galt eher das Sprichwort: „Komme ich heute nicht, dann komme ich vielleicht morgen.“ *Inschallah!*⁹

Als der Muezzin zum *Marib*¹⁰ rief, ließen die Männer alles stehen und liegen, verschwanden schnell in Richtung Moschee, wo sie pflichtschuldig ihre Gebete verrichteten, sich in Richtung Mekka verneigend. Man sah jetzt nur noch die Schuhpaare vor der Moschee-Tür stehen. Die Frauen verschwanden ebenso hurtig von der Bildfläche, sie beteten zu Hause.

Nur die einheimischen Jungs spielten unbeaufsichtigt weiter. Sie ließen sich durch den Moschee-Vorsteher nicht von ihrem Spiel ablenken. Noch durften sie eine unbeschwerte Kindheit genießen.

Die Töchter waren bei der Mutter daheim – wie es die Tradition verlangte. Hier waren die meisten Mädchen Anal-

8 Feingewobene Wickelröcke mit schönen Mustern

9 So Allah will! Vielleicht

10 Abendgebet

phabetinnen, weil es unschicklich für sie gewesen wäre, das Haus zu verlassen (und in die Schule zu gehen). Ich wusste, dass es für viele auch unerschwinglich war, das Schulmaterial zu kaufen.

Von den komplett schwarzgekleideten Frauen dieser Kleinstadt sah man nur die Schuhspitzen mit meist sehr hohen Absätzen unter den schwarzen *Abayas*¹¹ hervorlugen. Schwarze Tücher waren enganliegend aber elegant um den Kopf drapiert, sodass man die Haare nicht sehen konnte. Zusätzlich hatten schwarze mehr oder weniger durchsichtige Gesichtsschleier, mit oder ohne Augenschlitz, die Gesichter der weiblichen Wesen verhüllt. Ein vornehmes Handtäschchen rundete das schwarze Outfit ab.

„An das alles beherrschende Schwarz muss man sich zuerst gewöhnen.“, seufzte ich.

Aus Jordanien war uns das Leben in der arabischen Kultur im Großen und Ganzen vertraut, aber im Vergleich dazu war es im Jemen doch sehr viel strenger!

„Es ist eigenartig, wenn man die Gesichter der Frauen nicht sehen kann“, murmelte ich befangen. „Man weiß nicht, ob sie lächeln oder nicht. Ich frage mich, wie sie sich fühlen, so abgeschirmt und verborgen? Und wie viel können sie durch den Gesichtsschleier überhaupt sehen?“

Die zahllosen bunt bekleideten Kinder waren ein farbenfroher krasser Gegensatz zu den schwarzgewandeten Frauen.

Ich lächelte, als mein Blick auf meinen gutaussehenden breitschultrigen Chris mit seinem dunkelhaarigen Äuße-

11 traditionelles islamisches, mantelartiges Kleidungsstück

ren und dem Schnauzbart fiel. Eigentlich passte er perfekt in die Arabische Welt! Meistens strahlte er eine gelassene freundliche Heiterkeit aus. Er war grösser als die meisten eher kleinwüchsigen Einheimischen. Vor allem, wenn er sein Tuch wie diese lässig um Schulter oder Kopf schlang und die traditionelle *Futa* und ein Hemd trug, sah er aus wie einer von ihnen! Die Jemeniten meinten oft, er sei aus einem anderen arabischen Land. Vielleicht aus Syrien? Dass dieser Fremde nicht aus ihrem Land stammte, war offensichtlich durch den leichten Akzent im sonst fließenden Arabisch und seine manchmal komplizierte Wortwahl. Aber sie wollten kaum glauben, dass er aus Europa kam! Viele Araber wollten dorthin, warum also sollte ein Europäer bereit sein, den Luxus und das schöne Leben seines exquisiten, grünen Landes, dessen Bilder man im Fernsehen bewundern konnte, gegen die feucht-schwüle Hitze, die Armut und die karge Wüstenlandschaft einzutauschen?

Es war mir natürlich bewusst, dass man mir, im Gegensatz zu ihm, die Fremdartigkeit schon von Weitem ansah. Obwohl meine Haut durch Sonne und Wind gebräunt war, sah ich neben den südjemenitischen Einwohnern mit afrikanischem Einschlag eher blass aus. Meine Größe passte zu den einheimischen Frauen, die kaum 1,60 Meter waren. Ich trug eine Nickelbrille, sodass man meine braunen Augen nur sah, wenn man genauer hinblickte. (Was den einheimischen Männern ohnehin streng verboten war!)

Mein Mann beschrieb mich dem Team, das wir kennenlernen sollten, folgendermaßen:

„Meine kleine blonde Frau ist kontaktfreudig, freundlich und warmherzig und auf eine natürliche Art liebevoll. Weil sie keine Berührungängste hat und auch keine oberfläch-

Sonnenaufgang im Todestal

lichen Gespräche mag, lernt sie immer erstaunlich schnell Menschen kennen und schließt sensationell tiefe Freundschaften.“

Für uns alle vier war es gut, während unserem Besuch die beiden Familien, die schon seit ein paar Monaten dort wohnten, und die beiden alleinstehenden Teamfrauen kennenzulernen. Unser Team hatte vor, in einem bestimmten Projektgebiet außerhalb der Stadt Entwicklungsarbeit zu leisten und den Bedürftigen auf jede erdenkliche Art und Weise zu helfen. Der junge Teamleiter hatte nach dem Zahnarztstudium Arabisch studiert und seine Frau, eine Physiotherapeutin, geheiratet. Er hatte ein großes Herz für seine Vision, aber noch keine praktische Erfahrung.

Das Einsatzteam bestand außerdem noch aus den Webers mit ihren fünf Kindern: Samuel und Benedikt, die etwas älter waren als unser David, Tabea, gleichaltrig wie unser Ältester und Tobi, der später mit unserem Martin eingeschult werden würde, sowie dem Jüngsten, Gideon. Ihre Mutter, Eva, war eine sanfte Frau, die ihre Kinder und den Haushalt in der Fremde gut im Griff hatte. Ihr freundlicher und aufgeschlossener Ehemann Udo strahlte eine natürliche charismatische Autorität aus.

Hebamme Heidi, eine urige Schweizerin, kannten wir bereits aus unserer Sprachschulzeit in Jordanien. Sie war damals bei Davids Geburt dabei gewesen und freute sich über das Wiedersehen. Wir und sie konnten uns eine baldige Zusammenarbeit wirklich gut vorstellen. Außerdem gab es eine deutsche Kinderkrankenschwester und eine Abiturientin, die die Schulkinder für ein Schuljahr unterrichtete.

Obwohl ich bei unserem ersten Spaziergang in der Stadt ein bodenlanges blaues Gewand mit langen Ärmeln und ein

großes Kopftuch trug, das sittsam meine blonden Haare bedeckte, fühlte ich mich ausgestellt. Wenngleich ich aussah, wie eine große Konservendose und alles dezent versteckt war, bemerkte ich die Blicke der Menschen und fühlte mich unbehaglich! In Jordanien war sogar ein knielanger Rock und Ellbogenlange Ärmel ohne Kopftuch ausreichend, um sich unter den Einheimischen wohl zu fühlen. Hier aber fühlte ich mich ohne schwarzen Umhang so, als ob ich im Badeanzug durchs Einkaufszentrum schlenderte.

„Chris, Ich glaube, ich falle auf wie ein bunter Hund! Es ist mir unangenehm, wenn ich so angestarrt werde. Schau doch, alle Frauen tragen pechschwarz, bei den meisten ist sogar das gesamte Gesicht bedeckt und man kann nicht einmal die Augen sehen. Trotzdem spüre ich, wie sie mich mit Blicken durchbohren. Einige tragen trotz Hitze sogar Handschuhe und Strümpfe, damit man ja keinen Millimeter Haut sieht!“

„Ja, das ist beeindruckend. Nun verstehe ich auch, warum das Team beschlossen hat, dass alle Teamfrauen die bodenlangen, schwarzen Mäntel tragen sollen – dazu Kopftücher, die aber auch farbig sein können. Mit der Verschleierung soll den Einheimischen Respekt gezeigt werden. Wir wollen ihnen auf Augenhöhe begegnen. Unter dem dünnen, weiten Mantel kann man ja tragen, was man will.“

„Vielleicht sollten wir möglichst bald auch so einen schwarzen Mantel kaufen, dann würde ich weniger auffallen und mich dann sicher wohler fühlen“, schlug ich eifrig vor.

„In der Parallelstraße gibt es Kleider und *Abaya*-Läden. Sollen wir mal schauen, ob wir etwas für dich finden?“, ermutigte mich Chris und bog schon in eine Querstraße ein, sodass wir nach ein paar Schritten in der Kleidergasse waren.

Zuerst war ich überwältigt von der wirklich sehr engen Passage, wo es anscheinend unendlich viele Shops gab, die ihre schwarze Stoffware feilboten. Hier war es ziemlich finster, da keine Sonne durchkam und die mehrstöckigen hohen Häuser dicht aneinandergebaut waren. Chris führte mich zielstrebig zu einem Laden, wo viele schwarze *Baltos* draußen an einer Kleiderstange hingen und im Wind flatterten. Am Eingang stand ein schwarzhaariger Mann mit dichtem schwarzem Vollbart und finsterem Blick, der uns gleich in den fensterlosen stockdusteren Laden hineindrängte, eifrig schwarze Mäntel von der Stange riss und zum Anschauen an seinen eigenen Körper hielt. Ich versuchte, tief durchzuatmen, da eine Art Panik in mir hochstieg. Die Tür stand zwar offen, doch ich fühlte mich beklommen und beengt wie in einer schwarzen, engen Höhle. Es war muffig und stockfinster in dem kleinen völlig vollgestopften Raum, der an mehreren Stangen übereinander schwarze Mäntel und passende Kopftüchern darbot. Die schwülwarme Luft stand absolut still, kein Lüftchen bewegte sich, anscheinend war momentan Stromausfall. Der Verkäufer stand geschickt vor dem Ausgang, sodass man sich nicht einfach an ihm vorbeidrängen konnte, zumindest nicht, ohne ihn zu berühren. Ich war völlig überwältigt – alles um uns war schwarz, pechschwarz. Und es roch durchdringend nach ...? War es Weihrauch? Oder Mottenpulver?

Ich merkte plötzlich, dass ich eine Abneigung gegen schwarz hatte. Warum war mir das eigentlich früher nie aufgefallen?

Schnell hatte ich erkannt, dass alle dargebotenen Mäntel für mich viel zu lang waren und schüttelte bei jedem Exemplar verneinend den Kopf, während der Händler unab-

lässig die Schönheit und Qualität der *Baltos* und ihrer dazu passenden großen schwarzen Schals in einem sonderbaren arabischen Singsang anpries. Eigenartigerweise spürte man trotz seines übertriebenen Eifers seine Reserviertheit und fast ablehnende Kälte.

Plötzlich hielt ich die finstere Enge nicht mehr aus und beschwor meinen Mann flehend: „Ich muss hier raus und zwar jetzt sofort!“

Fluchtartig verließ ich das winzige Geschäft, vorbei an dem Kaufmann, der uns weiterhin unablässig volltextete. Draußen atmetet ich tief ein und aus, um das Schwindelgefühl unter Kontrolle zu bekommen.

Chris murmelte beim Hinausgehen dem erfolglosen Verkäufer zu, dass wir „*Inschallah*“ vielleicht später zurückkämen und drängte sich ebenfalls an dem konsternierten Mann vorbei.

Draußen fragte er besorgt: „Was ist denn eigentlich los? Du bist so blass geworden und hast ausgesehen, als ob du gleich umfallen würdest?“

„Wo hätte ich in dem engen Raum hinfallen sollen? Etwa in diese schrecklich stinkenden schwarzen Mäntel?“, fragte ich und versuchte schon wieder, zu lächeln. „Es war einfach furchtbar. Mein Herz fing an, zu rasen und ich fühlte mich wie in einer Höhle, in der lauter finstere Gestalten warten, dass sie uns anspringen. Ich glaube, ich kann nie wieder in so einen düsteren Abayaladen gehen.“

Doch schon beim nächsten Geschäft, das draußen einige schwarze *Abayas* ausgestellt hatte, blieb ich neugierig stehen und befühlte prüfend die Stoffe. Auch hier versuchte der Besitzer, uns in den Laden zu locken, indem er versprach, er